



FAIRYTALE
GONE BAD

DIE SCHWEFEL- BRAUT

M. H. STEINMETZ

Amrûn

Fairytales
gone bad
M. H. Steinmetz
Die
Schwefelbraut

Content Notes

Nicht geeignet für jüngere Leser.

#gewalt #sexuelle sprache

© 2020 Amrûn Verlag

Jürgen Eglseer, Traunstein

Herausgeberin und Lektorin der Reihe: Michaela Harich

Umschlaggestaltung: Viktoria Lubomski Design

Alle Rechte vorbehalten

ISBN TB – 978-3-95869-151-3

Printed in the EU

Besuchen Sie unsere Webseite:

amrun-verlag.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Widmung

Für Anette, denn war es nicht märchenhaft, wie wir uns
kennenlernten?

Auf ewig und darüber hinaus!

Dank

An Michaela und den Amrun Verlag für die Chance, mein Märchen
beisteuern zu dürfen.

An Doris, die stets an mich glaubt und mir die notwendige Kraft
schenkt, weiterzumachen.

Prolog

»Sie hat sich erwärmen wollen!« sagte man.

Niemand ahnte, was sie Böses gesehen hatte, in welchem finsternen Glanze sie mit der Mutter zur Neujahrsfreude eingegangen war.

Es war einmal ein altes Herrschaftshaus auf einem sturmtostenden Berg in einem angstvoll zusammengekauerten Dorf, umgeben von den finsternen Wäldern der Karpaten, wo die Bäume tagein tagaus vom Wind gebeutelt knarrten, als wollten sie finstere Sprüche weben. Es gab keine befestigte Straße, sondern nur einen mühsam aus dem Wald gehauenen Weg, der jedes Frühjahr erneut freigeschnitten werden musste. Inmitten des von Hunger und Entbehrung geplagten Dorfes erhob sich das erhabene Herrenhaus. Grau wie der winterliche Himmel, mit Fenstern, die kleinen, finsternen Augen glichen. Es war ein glückloser Ort, in den Bredica hineingeboren wurde, um eines Tages die Herrin über dieses kümmerliche Fleckchen Erde zu werden, denn andere Kinder hatten die Herrschaften nicht. Doch es sollte anders kommen ...

Das Unglück nahm seinen Anfang mit einem Loch in der Kellerwand. Als Mutter während einer stürmischen Gewitternacht nach von einem seltsamen Traum geplagt und einer düsteren Vorahnung folgend nach unten stieg, hatte sie es gefunden. Gähnende Finsternis hatte sich in den Steinen aufgetan.

Dazu musste man wissen, dass Mutter eine heilkundige Hexe war, die den Menschen bei dem einen oder anderen Zipperlein mit Kräutern und guten Sprüchen half oder bei Hochzeiten und Geburten ihren Segen spendete. Einst im Wald geboren, blieb sie ihr Leben lang der Natur zugetan, so finster er auch sein mochte. Und die Dunkelheit war es, der sie sich in den letzten, harten Jahren zugewandt hatte.

Es gab nur eine Erklärung. Finstere Mächte hatten ihr das Loch in der Wand geschenkt, um ihren Zaubern mehr Macht zu verleihen, da sich Krieg und Krankheit ihren Weg durch den Wald in die abgelegene Bergwelt bahnten und sie stark sein musste für das, was kam. Allerdings wurde das Loch auch gegeben, um mit ständig wachsender Gier zu fordern. Ein finsterner Schlund, der Licht und Lot trotzte, wollte man es erforschen. Es schien, als hätte sich

eine endlose Nacht aufgetan, von einem unersättlichen Hunger geplagt.

So wuchs es mit säuselnder Stimme und vagen Versprechen, forderte mehr und mehr und wurde doch nicht satt.

Erst fraß es das Dorf, in dem jeder durch das böse Odem des Lochs verpestet in Missgunst mit dem anderen lebte, danach das herrschaftliche Haus selbst. Letztendlich, als Hunger und Krieg über das Land zogen und die Bauern mit Fackeln und Mistgabeln den Berg erstiegen, um das Herrenhaus mitsamt der schwarzen Hexe niederzubrennen, alles, was sie an Besitztümern angehäuft hatten.

Ein schäbiger, hastig gepackter Koffer, sowie das nackte Leben – mehr war ihnen nicht geblieben.

Ein Schiff brachte sie über ein endloses, sturmgepeitschtes Meer, dessen Wogen sie an die Berge der Heimat erinnerten. Das sich aufbäumende Wasser war von Gischt gekrönt und grau wie frisch gegossenes Blei. Unerbittlich und zerstörerisch schön. Eine tödliche Urgewalt, gegen die das knarrend schwankende Schiff mit mühe und Not bestand. Wogen, die sie in ein fremdes Land fernab der Heimat brachten, ohne Hab und Gut.

Mutter hatte das Loch mitgebracht, denn sie konnte sich nicht mehr von ihm lösen. Einmal der Finsternis die Hand gereicht, ließ sie einen nie mehr los. So klaffte es also im Keller des feuchten, zugigen Hauses am Ende einer schmutzigen Gasse, das in der neuen Welt jenseits des Meeres zu ihrem Zuhause geworden war. Es war das Einzige, was ihnen geblieben war und das Einzige, was sie nicht loszuwerden vermochten, so sehr sie es sich auch wünschten.

Es wuchs schneller als in der Heimat, denn Stadt, Boden und Menschen waren hier bis aufs Mark verdorben. Abfall gleich, den man in ein Loch schüttete, das den Duft der Fäulnis verströmte. Es wuchs und wuchs und formte sich zu einem gähnenden Schlund aus Finsternis und Verzweiflung, der nimmersatt genährt werden wollte ...

Da war Bredica noch ein naives Mädchen gewesen und verstand nichts von alledem, was die Erwachsenen erzählten.

*31. Dezember 1862, Five Points, Hells Kitchen – New York, 4 Jahre später.
Alles hatte sich verändert, die unbeschwerten Jahre der Kindheit waren vorbei ...*

»Als Mutter noch lebte«, seufzte Bredica in traumatischer Schwermut gefangen. Sie schwelgte in Erinnerungen. Sie sah ihren Vater traurig an. »Als Mutter noch lebte, gingen die wohlhabendsten Bürger bei uns ein und aus. Es war stets warm im Haus und zu essen gab's auch!« Bredica stampfte zur Unterstreichung ihrer Worte mit dem Fuß auf.

Als Mutter noch lebte, hallte es in ihrem Kopf wider.

Mit dumpfer Stimme Litaneien murmelnd umgeben vom flackernden Schein unsteter Kerzen. Im Keller vor dem bodenlosen Schlund stehend, der Schwefel gebärt und Seelen frisst ...

Das gelbe Gut mit bloßen Händen schöpfend, mit dem roten Blut von Schweinen vermengend.

Hölzchen darin drehend untertauchend, diese erkaltet zu kleinen Bündeln knotend.

Mit Zeichen versehend, die den Ansprüchen der Bedürftigen genüge taten in mannigfaltiger Weise ...

Den Rücken gebückt, die Beine krumm ...

Die knochigen Finger vom Schwefel verätzt.

Ächzend und stöhnend ...

Augen wie geschmolzenes Silber ...

Die gegerbte Haut von Furchen durchzogen wie ein frisch gepflügter Acker ...

Als Mutter noch lebte!

Die Ohrfeige ihres Vaters traf sie hart und ansatzlos, riss sie aus ihren Erinnerungen. »Scher dich auf die Straße und komm deiner Arbeit nach, oder muss ich nachdrücklicher werden?« Wütend warf ihr der stämmige, hochgewachsene Mann den prall gefüllten Sack vor die Füße. »Und wehe, du verkaufst wieder nichts!« Er schnaufte. »Ich seh dich schon an der Ecke stehen, unter der Laterne ...«

»Dafür kann ich nichts! Das ist, weil ...« Die erhobene Hand ihres Vaters ließ sie auf der Stelle verstummen. Sie hatte am eigenen Leib erlebt, zu was er imstande war, wenn die Wut seinen Geist im Wahnsinn zerriss und der billige Fusel sein Übriges tat, den er jeden Abend soff. Der plötzliche Tod seiner Frau, Lakrima - was die Weinende bedeutete - hatte ihm die Seele aus dem Leib

gerissen. Und, da war sich Bredica sicher, auch den Verstand. Zumindest hatte es für sie den Anschein, denn manchmal, wenn er sie mit diesem seltsam verklärten Blick ansah, da mochte sie denken, dass mehr dahintersteckte als pure Trauer. Dass es das Loch war, das seinen Blick verfinsterte und ihn auf düstere Gedanken brachte. Schwermut vielleicht oder Wahnsinn, auf jeden Fall aber Gewalt.

Er war auch vorher schon einer gewesen, der seinen Willen gerne mit den Fäusten durchsetzte. Der in der Küche mit dem Glas in der Hand saß und auf Arbeit wartete, anstatt rauszugehen und sich welche zu suchen. Sie wusste nicht mehr, wann er damit aufgehört hatte, erinnerte sich aber an die lautstarken Auseinandersetzungen, die er mit Mutter in der Küche geführt hatte, wenn sie ihn darauf ansprach.

»Das habe ich nicht nötig! Ich muss nicht um Arbeit betteln«, rechtfertigte er seine Lethargie. In gewisser Weise hatte er damit auch recht. Damals, in einem anderen Leben, in Rumänien, war er wer gewesen. Der Herr im großen Haus in der Mitte des Dorfes. Ein aufrechter Mann von Stand, zu dem man aufsaß und zu dem man ging, wenn man Probleme hatte. Doch hier, jenseits des bleiernen Meeres, war er nur ein armer, von Gram gebeugter Schlucker, der wie tausend andere jeden Tag aufs Neue um den Krumen Brot kämpfte, den es zum Überleben brauchte.

Ihre Mutter war anders gewesen. Sie hatte sich das Finstere aus dem Keller zunutze gemacht, um sie über Wasser zu halten.

Sie hat viel geweint. Um jede Seele, die sie dem Schwefel aus der Tiefe opferte. Um jedes Leben, das im Schlund verging ...

Dennoch hat sie die Gaben mit leuchtenden Augen gerne angenommen.

Nun ist es meine Aufgabe, den unersättlichen Schlund zu bedienen, damit wir überleben können, dachte Bredica wenig begeistert und bückte sich nach dem Sack mit den Schwefelhölzern. Was sollte sie auch anderes machen?

Lakrima hatte ihr alles über das Loch in der Kellerwand beigebracht. Wie man das gelblich ätzende Gold schöpfte, es mit frischem Blut vermengte, bis es zu einem Brei wurde, in dem sie die handgeschnitzten Hölzchen drehte, bis sich eine leicht entflammbare Kappe bildete. Ein auf dem Holz sitzender Eitertropfen, der nur darauf wartete, seine sorgsam verborgene Krankheit weiterzutragen.

Es sei fortan die Bestimmung der Frauen unserer Familie, der finsternen Seele des

Lochs in der Wand zu dienen, hatte sie immer gesagt. Und das Bredica bereit sein müsse für den Tag, an dem sie nicht mehr sein würde.

Bredica war es und wiederum nicht. Wie konnte man auch bereit dazu sein, etwas Finsteres aus dem Schlund zu fischen, dass sich in schweflig gelbes Pulver verwandelte, ausgeschissen von Satan persönlich?

Wie konnte man bereit dazu sein, Flüche auszuspucken, die den einen ins Verderben stürzen und dem anderen ein Lächeln ins Gesicht zaubern würde? Das und nichts anderes war es, was die Hölzchen in sich trugen, die sie mit Bändern zu kleinen Bündeln schnürte.

Doch das schwefelgelbe Böse war nicht immer gewillt, ihrer Mutter beizustehen. Nicht in jener Nacht, in der man ihr auf dem Nachhauseweg auflauerte. Sie auf offener Straße hinterrücks niederstach. Ihr einen hölzernen Pfahl ins Herz trieb, Gift in Mund und Rachen träufelte. Dem nicht genug schnitt man ihr den Kopf ab und verbrannte was übrig war, zu Asche, die der Wind verwehte.

Da wollte wohl jemand ganz sichergehen, dass sie sich nicht mehr von den Toten erhob, dachte Bredica. Ein Witz, wenn man bedachte, dass Nekromantie nie ihre Stärke gewesen war.

Was einmal zur Hölle fährt, das holt man nicht mehr zurück, hatte sie ihr einst erklärt. *Denn die Hölle kehrt Gutes zu Bösem um, macht aus Menschen Monster!*

Die Polizei des Molochs New York scherte sich einen Dreck um eine weitere Migranteneiche in den Straßen von Five Points. Mehr noch, man feierte den Tod der ausländischen Hexe, wie man die schwarz gekleideten und strenggläubigen Frauen aus Osteuropa spöttisch schimpfte. Die Mehrzahl der Polizisten gehörten den Natives an, also jenen, deren Wiege auf dem amerikanischen Kontinent stand und jeden verdammten Krümen als ihr Land bezeichneten, obgleich sie es selbst von den Ureinwohnern gestohlen hatten.

Für Bredica brach in dieser Nacht eine Welt zusammen, denn man hatte ihr das Liebste auf der Welt genommen. Sie schwor unter Tränen am Grab ihrer Mutter, das eine billige Urne auf dem Sims über dem Kamin war, Rache an den Mördern zu nehmen.

Doch nach wenigen Tagen holte sie die bittere Realität ein, denn zuallererst hatte sie dafür zu sorgen, dass ihr Vater stets genug zu saufen hatte. Deswegen musste sie den Inhalt des Sacks, der aus gebündelten Flüchen für jeden Zweck bestand, an den Mann bringen. Und das war beileibe nicht leicht. Die meisten ihrer Kunden waren rumänische Einwanderer wie sie selbst. Gefangen in